Entdeckung

10

Ich lasse es mir nicht nehmen, zumindest den Teil der Geschichte selbst zu erzählen, den ich persönlich erlebt habe. Er beginnt mit dem Tag, an dem ich Henry kennenlernte.

Der letzte Montag im Juli wurde ein Tag der Zufälle. Ich saß nicht wie gewöhnlich in meiner Stammbar bei Joe Dexter, sondern am Tresen des Old House Inn. Ich hatte in der Stanley Road nach dem Rechten gesehen und war ziemlich deprimiert. Rowdys hatten wieder einmal Bretter aus dem zugenagelten Eingang des ›Movie Star Theatre‹ gerissen und eine Glasscheibe der Eingangstür zerschlagen. Das Aufgegebene hatte noch nie eine Chance, in Würde auf den Abriss zu warten.

Joe Dexter war heute auf der Taufe seines Enkels und seine Bar heute Nachmittag geschlossen. Ich ging also zu Paddy in das Old House Inn und füllte mich langsam ab. Wie immer, wenn es um mein Kino ging, war Selbstmitleid im Spiel.

Henry hatte, wie ich von ihm später erfuhr, hier im Old House Inn zufällig seine Pokerkumpanen aus der Retirement Residence getroffen und Ärger wegen ein paar gewonnener Dollar bekommen.

»Zwei Doppelte«, bestellte er bei Paddy im Vorübergehen.

»Gab es Ärger?«, fragte ich, auch wenn es mich nichts anging. Ich hatte mich schon über den Punkt hinaus getrunken, bis zu dem ich meine Nase nie in fremde Angelegenheiten stecken würde. Der Mann war so alt wie ich, was mir die Einmischung vereinfachte. Er leerte eines der beiden Gläser, noch bevor Paddy wieder hinter der Theke stand.

»Eine Menge Ärger, ich seh's schon«, kommentierte ich mit schwerer Zunge. »Das sagt mir die Intui-tuision - ich bin nämlich ein bildender Künstler. Oder ein verträumter Künstler?« Ich ver-

suchte, mir die Frage mit heftigen Bewegungen des Kopfes zu beantworten. Bevor ich vom Hocker fiel, fasste ich mit einer Hand den Tresen und balancierte das Gleichgewicht aus. »Ich habe Träume verkauft, Illu-si-onen.«

»Gib Ruhe!«

Das war mein Stichwort.

»Ewige Ruhe, das ist es«, sagte ich mit Überzeugung. »Ewige Ruhe ist eingekehrt – geschlossen, außer Betrieb.« Ich merkte, wie mir die Stimme versagte und ich Unverständliches grummelte. »Hör mal, Kumpel«, kam ich mit voller Lautstärke zurück, »das ist nicht anständig von dir! Ich erzähle dir meine Lebensgeschichte und weiß noch nicht einmal, wer du bist.«

»Kennen Sie Henry Bancroft?«

»Bancroft?«

Henry trank das zweite Glas leer, wiederum ohne es abzusetzen, und ließ seinen Kopf auf die aufgestützten Arme fallen.

»Junge, hast du einen Zug!«

Henry blickte hoch. »Setz dich zu mir, das ist für uns bequemer.«

»Jonathan Tresellian«, stellte ich mich vor und plumpste auf die Bank, Henry gegenüber.

»Noch zwei Scotch, Paddy«, bestellte Henry. »für Jonathan und für mich. Einfache, bitte.«

Ich spitzte die Lippen und blies die Melodie zu *Hey, big spender, spend a little time with me*; schräg und nicht tonrein, wenn ich Luft holte.

Henry lachte. »Also gut, du gibst sonst doch keine Ruhe. Was ist in deinem Leben außer Betrieb?«

»Kennst du nicht das Movie Star Theatre? Das größte Kino in Cornbridge seit ich denken kann. Und nun ist es hingeschieden. Tot. Wie John Wayne, Jimmy Stewart... Bogart... Marilyn...«

Henry unterbrach mich. »Katherine Hepburn lebt. Gehen die Leute in Cornbridge denn nicht mehr ins Kino?«

»Für die paar...« Ich stockte, schloss die Augen und machte einen neuen Anlauf. »…paar großen Produktionen im Jahr ist es zu klein und für die anderen Filme zu groß.«

»Du bist an der eigenen Größe zugrunde gegangen«, stellte Henry fest. »Wer kann das schon von sich behaupten?«

»Ich bin an meiner Größe gescheitert?« fragte ich. »Heh, meinst du das ehrlich?«

»Zum Wohle, großer Künstler«, prostete Henry. »Auf die großen Filmtheater!« Leise ergänzte er: »Auf Hollywood!«, und begann zu schluchzen.

»Du darfst es dir« – ein Schluckauf kickte meinen Oberkörper hoch – »nicht zu Herzen nehmen. Ich komme schon zurecht.« Ich tätschelte Henrys Unterarm.

Henry stellte das Glas hart auf der Tischplatte ab, zog ein Taschentuch aus der Hosentasche und wischte sich über die Augen. Um deutliche Aussprache bemüht, sagte er: »Wir haben keine Perspektiven. Weißt du eigentlich, was ein Altenheim ist?« Er hob seine Stimme. »Ein Altenheim ist wie ein geschlossenes Kino. Es läuft kein Film mehr – obwohl – das wäre noch eine Idee für uns: Komparsen in einem Horrorfilm! Da braucht man keine Maske!«

Henry rüttelte mich an der Schulter. »Soll ich sie dir zeigen?« Zu Paddy rief er herüber, er möge ein Taxi für eine Fahrt ins Leichenschauhaus bestellen.

»Bist auch 'n Träumer, was?« Ich tippte Henry mit dem Zeigefinger auf den Arm.

»Reichlich«, entgegnete Henry. »Die Übergänge sind fließend. Jetzt erzähle mir nicht, das ganze Leben sei ein Traum.« Henry wischte den möglichen Einwand mit einer großen Geste seines Armes vom Tisch. »So ein Quatsch! Wo die Tür ist – du musst die Tür kennen, um zu überleben. Wenn du es gar nicht mehr aushältst, gehst du einfach durch die Tür. Das ist deine Freiheit, die dir niemand nehmen kann!«

»Versteh' ich nicht«, sagte ich. »Oder meinst du die Tür an der Kinokasse?«

»Ist doch egal, wo. Wenn du sie nicht findest – ja, genau« – Henry sah mich erstaunt an, dann schlug er die Hand zustimmend auf die Tischplatte, »du hast es – die Tür an der Kinokasse!«

»Geschlossen«, wiederholte ich. »Der Traum ist aus!«

»Unfug!« protestierte Henry. »Gibt es in Cornbridge kein Kino mehr?« Er wedelte mit dem Arm über den Tisch.

»Du hörst mir gar nicht zu«, sagte ich.

»Das Taxi ist da«, meldete Paddy von der Theke.

Eingehakt, uns gegenseitig haltend, so dass wir nur gemeinsam stürzen konnten, verließen wir das Old House Inn und stiegen in das wartende Taxi. Während der Fahrt machte ich Henry klar, dass er unbedingt auch mein Stammlokal, Dexter's, kennen lernen müsse. Der Wagen wendete auf halber Strecke und fuhr nach Cornbridge zurück.

Dexter’s war immer noch geschlossen. Vom Taxifahrer ließen wir uns zur nächstbesten Bar fahren. Ich war dank Henry sogar wieder nüchterner, aber praktisch volltrunken, was meine Stimmung anbetraf. Wir verbissen uns in Filmthemen und Lebensläufen von Stars, schilderten uns bewegende Filmszenen, nur um die Meinung des anderen zu hören. Henry war enorm beschlagen, was Hollywood in seiner Glanzzeit anbetraf, und erzählte so selbstverständlich, als sei er dabei gewesen. Ob er tatsächlich Dorothy Wentworth persönlich gekannt habe, fragte ich ihn zwischendurch. Henry winkte ab und berief sich auf vertrauliche Quellen. Schließlich habe er mit seiner Frau bis 1944 in Los Angeles gelebt, sogar in Hollywood, ganz in der Nähe der Studios. Leider habe er eine gut sortierte Sammlung von Filmbüchern und Biografien in seinem Haus in Bennington zurücklassen müssen. Michael, sein Sohn, habe ihm quasi verboten, die Sammlung mit nach Longford Manor zu nehmen. Gott

sei Dank befänden sich alle Fakten in seinem Kopf, auch wenn er die Bücher vermisse wie ein verloren geglaubtes Kind.

Ich konnte mich nicht erinnern, wann ich je ein so spannendes Gespräch über die mein Leben bestimmenden Interessen geführt hatte. Henry wurde für mich in wenigen Stunden zum Freund. Es war also keine Frage, dass wir auf dem gemeinsamen Heimweg zuerst nach Longford Manor fuhren, obwohl das für mich ein beachtlicher Umweg war, aber so schnell wollte ich mich von ihm nicht verabschieden. Agnes, meine Alte, würde mir so oder so die Hölle heiß machen.

Das Taxi hatte kaum vor der Eingangstür angehalten, da wurde die Tür an der Beifahrerseite aufgerissen. Eine junge Frau in einem kurzen weißen Kittel redete heftig auf Henry ein. Ich versuchte zu verstehen, konnte die Worte aber nicht begreifen.

Henry war noch mit der Bezahlung des Fahrers beschäftigt und reagierte nicht auf das, was die Frau ihm sagte. Nachdem er sein Portemonnaie umständlich in der Innentasche des Jacketts verstaut hatte, unternahm den Versuch, aus dem Auto auszusteigen und stieß sich beinahe den Kopf am Türrahmen. Er fiel auf den Sitz zurück.

»Sie sind ja betrunken!«, verstand ich jetzt deutlich. Die junge Frau zog Henry aus dem Wagen, er schwankte leicht und klammerte sich an sie. Sie drehte ihr Gesicht zur Seite. »Lassen Sie das!«

Ich stieg auf der anderen Seite aus, stützte mich an der Karosserie ab und umrundete das Taxi. Henry legte seinen Arm um mich. »Mein Freund Jonathan. Er ist auch vom Film. Und das ist einer unserer Hausgeister, Maryann.«

»Was ist hier los?«, bellte eine männliche Stimme durch die Eingangstür.

»Mr. Bancroft hat Besuch mitgebracht, Mr. Jefford«, erklärte Maryann. Sie trat einen Schritt zurück, als wollte sie sich außerhalb der Vorkommnisse stellen und alles Weitere Jefford überlassen.

Henry versuchte einen schwachen Widerspruch, als Jefford mir und dem Taxifahrer barsch befahl, das Grundstück sofort zu verlassen. Jefford wedelte Henrys Einwand mit der Hand unter der Nase weg. Seine Geste war eine Unverschämtheit, ohne Zweifel, aber in diesem Zustand konnte Henry seinen Ärger nicht ausdrücken. Sein Gesicht arbeitete und er bewegte Arme und Hände, als wolle er nach Worten greifen.

»Sie ...«, brachte Henry mit Anstrengung heraus, »wie können Sie ... mit meinem Freund!«

»Anständige Bewohner dieses Hauses betrinken sich nicht und sind auch nicht mit Trunkenbolden befreundet«, entgegnete Jefford scharf. »Mein Respekt vor dem Alter hindert mich daran, mit Ihnen weiter zu streiten. Wir sprechen uns morgen, wenn Sie wieder nüchtern sind. Schwester Maryann wird Sie auf Ihr Zimmer bringen. Aber möglichst leise!«

»Mausoleum!« schrie Henry. »Sie haben aus diesem Haus ein Mausoleum gemacht!«

»Ruhe!« fauchte Jefford und hielt Henry den Mund zu.

11

Ich hatte es gestern mit dem Trinken übertrieben. Tragisch war, dass sich dieser Exzess für die Begegnung mit Henry wirklich gelohnt hatte und so gesehen der Ärger mit Agnes bei den vielen anderen Malen vorher vergebens gewesen war. Ich nahm eine Kopfschmerztablette und machte ich mich auf den Weg, die fehlenden Bretter an der Eingangstür meines Kinos zu ersetzen. Die zertrümmerte Glasscheibe in der Tür musste so bleiben.

Zumindest spricht sie mit mir, dachte ich, als Agnes mir bei meiner Rückkehr ausrichtete, der Saufkumpan von gestern habe angerufen und wolle sich mit mir morgen im Old House Inn treffen. Nicht zu einem neuerlichen Gelage, habe er versichert, es gäbe Wichtigeres. Henry hatte es also verstanden, meine Alte zu beruhigen.

Das Wichtige entpuppte sich als Entschuldigung für das Benehmen von Jefford, diesem Heimleiter, der seiner zahlenden Kundschaft den Mund gleich handfest verbot. Ich hatte Henry den Auftritt von Jefford nicht übel genommen; viel zu sehr stand ich noch im Banne seiner Erzählungen über Hollywood. Sie machten mich neidisch, nicht dabei gewesen zu sein. Die fertigen Filme vorführen, das konnte schließlich jeder.

Was mir Henry dann erzählte, lohnte das Treffen. Ich lernte seine besten Freunde aus der Retirement Residence kennen: Marie Madison, John Andrews und William Pierce. Marie hatte seinen Einfall, mir das Altenheim vorzuführen, als eine Schnapsidee bezeichnet, John hatte sich für sein Benehmen beim Poker entschuldigt, ohne dass Henry mir Einzelheiten zu dem Vorfall berichtete, als wolle er nichts Schlechtes über John sagen, und im nächsten Atemzug wurde Henry von John für den Unfrieden an ihrem Tisch verantwortlich gemacht. Schnell etikettierte man sich gegenseitig: John, der schnell Aufbrausende, Henry, der Schwierige mit der aufgesetzten Gleichgültigkeit und Marie, die

nachsichtig Belehrende. Sie gerieten darüber in Streit und hätten ohne Williams Eingreifen beinahe die Tischgemeinschaft gekündigt. Wenn einer das Recht beanspruchen könne, beim Essen auf dem Zimmer zu bleiben, dann doch er, erklärte William, schließlich sei er der Einzige, der nichts mit einem Anderen auszumachen habe. Da wolle er nicht stören.

»Schwester Clara kam im richtigen Augenblick und beendete unseren Disput. Sie richtete mir aus, ich möge mich umgehend bei Jefford im Büro einfinden.«

»Umgehend?«

Henry nickte. Das Gespräch mit dem Direktor war kurz und eindeutig verlaufen. Jefford saß mit dem Rücken zum Schreibtisch, als Henry den Raum betrat, und wartete, bis Henry die Tür geschlossen hatte, bevor er sich umdrehte. Mit einer knappen Geste wies er Henry Platz in einem der Besuchersessel zu. Ohne Umschweife berichtete er über ein Telefonat mit Henrys Sohn Michael, der sein Bedauern auch im Namen seines Vaters ausgedrückt hatte und sein Kommen für heute gegen sechs Uhr ankündigte. Henry hatte Befriedigung aus Jeffords Worten gehört. Die Ordnung war zu ihrem Recht gekommen.

»Ich glaubte, von Satz zu Satz bis auf die Größe eines Schuljungen zu schrumpfen. Jeffords Stimme entfernte sich und war wieder nah, ich hörte sie metallisch verzerrt, als spräche ein Restlebensverwaltungsautomat zu mir. Ob ihm bewusst war, einen Menschen vor sich zu haben, und zwar nicht einen von der Sorte, der sich nach Belieben maßregeln lässt?«

»Das hast du ihm gesagt?«

Henry nickte.

»Mutig«, sagte ich. Etwas Sinnvolleres fiel mir nicht ein, weil ich die Verhältnisse nicht einschätzen konnte. Eigentlich gehe es doch in der Retirement Residence sehr lebhaft zu, ordentlich zur Sache, ganz im Gegensatz zur ehrfurchtsvollen Ruhe eines Leichenschauhauses.

Henry schaute mich an, als hätte ich den Verstand verloren.

»Wie in jedem Jahr hat der Ausflug nach Cape Cod stattgefunden, Anfang Juni, mit gehörigem Abstand zur *carnival week*.«

Ich hatte nicht den Eindruck, dass Henry schwul ist und fragte mich, warum er das Hämophilenfest erwähnte.

»Die traditionelle Bootsfahrt ab Princetown wurde gestrichen, hörte ich. Ich kann dazu nichts sagen, denn ich habe dieses Jahr zum ersten Mal an dem Ausflug teilgenommen. William sagt, selbst wenn der Atlantik am Hafen spiegelglatt liegt, beginnt das allgemeine Kotzen in den Wellen drei Meilen vor der Küste. Allerdings ist er überzeugt, das Erbrechen sei nur der willkommene Anlass, den Sündenpfuhl zu meiden – so soll sich dem Vernehmen nach Amy über Princetown ausgedrückt haben, als sie bei Jefford vorsprach und eine Änderung des Tagesprogramms forderte. Es blieb also nur der *lunch train* von Hyannis nach Buzzard Bay über die Hebebrücke.«

»Nun ja«, sagte ich, »es geschieht doch anscheinend immer wieder mal was.«

»Genau. In zwei Wochen ist unser jährliches Sommerfest. Wir sitzen dann, hörte ich, zum Essen draußen unter Girlanden und Luftballons, der Koch müht sich am Barbecue und die Betreuung erträgt geduldig den Frust, weil mindestens ein Viertel der Leute das gegrillte Fleisch nicht essen darf.«

»Das Geheimnis liegt in der Soße«, zitierte ich.

Henry brauchte einige Sekunden, um zu reagieren. Er sagte nichts, in seinem Gesicht las ich jedoch Anerkennung. Bis jetzt war unsere Bekanntschaft noch eine zufällige Sauferei von der Art, die bereits Tage später in Vergessenheit gerät, auch wenn Henry gegenüber Jefford unsere Freundschaft beschworen hatte. Erst in diesem Augenblick war ich mir Henrys Freundschaft ganz sicher.

»Auf das Sommerfest folgen *Thanksgiving* und *Halloween*«,

fuhr Henry fort. »Diese Tage haben in unserem Alter keine praktische Bedeutung mehr. Also warten wir im Grunde vom Sommerfest an auf Weihnachten. Zwischendurch kann ich an Handarbeitsstunden oder Bastelkursen oder Gesangsnachmittagen teilnehmen.«

»Verstehe«, sagte ich, »so kommt man ans Trinken.« Ich glaubte, damit den Bogen zum Old House Inn geschlagen zu haben. Henry ging nicht darauf ein.

»Big George«, sagte er, »verstand etwas vom Grillen. Nicht, dass ich Jefford wünsche, wie Frank Bennett auf Big Georges Grill zu enden. Jefford wäre vermutlich zäh.« Henry redete sich mit meinem Filmzitat über das Geheimnis der guten Barbecue-Soße aus dem Film ›Grüne Tomaten‹ in Schwung. Er analysierte die Handlung, zerlegte die Charaktere und sorgte dafür, dass ich immer den Topf mit der Soße auf dem Feuer sah.

Dann wechselte Henry den Film. Gestern sei ›Rebecca‹ auf NBC gelaufen, Oscar 1941 als bester Film, Regie Alfred Hitchcock, mit Laurence Olivier und Joan Fontaine. Henry spulte die Daten wie ein Lexikon herunter. Auch Dorothy Wentworth hätte gern die zweite Mrs. de Winter gespielt. Paradise Pictures wollte Dorothy aber nicht an Selznick International ausleihen. Hitchcock hatte nach anfänglichem Interesse an Dorothy aber schon abgewinkt und David O. Selznick, der ansonsten immer gerne alles nach seinem Kopf entschied, folgte Hitchcocks Empfehlung. Dorothy fehlte das unschuldige Gesicht und die brave Ausstrahlung von Joan Fontaine, also genau das, was die Zuschauer zur Identifikation mit einem modernen Märchen brauchen.

Bis jetzt hatte ich geglaubt, ich selbst sei eine Autorität in Sachen Film, zumindest für das County Cornbridge und halb Vermont – die vielen kleinen Ortschaften zählten sowieso nicht. Was Henry ohne nachzudenken schilderte, hörte sich authentischer an als alles, was ich aus Zeitungen und aus dem Fernsehen kannte.

»Ein Jahr nach ›Vom Winde verweht‹ wurde Dorothy der Star in ›Brennende Liebe‹. Göttlich!« schwärmte Henry. »Wenn sie in den Armen von Richard Mayfair lag, ihn zärtlich anblickte, mit leichter Hand durch seine Haare strich, die Lippen nur Millimeter voneinander entfernt und Richard mit geflüsterten Liebesworten betörte, muss jeder Zuschauer unsäglich gelitten haben. Dorothy quoll die Sinnlichkeit aus jeder Körperpore, nach einem Kuss wogte ihr Busen und die Lautsprecher verströmten den schweren Atem einer in Gefühle aufgelösten Frau, die bereit zur Hingabe ist – *Dorothy!*«

»Ist alles in Ordnung, Henry?« Er schaute mich an und ich konnte sehen, wie er in die Realität zurückkehrte. »Scheinbar hast du auch schwer gelitten.«

Henry winkte ab. »Du darfst die Schwärmerei eines alten Mannes nicht so ernst nehmen.«

»Und woher weißt du das alles?«

»Ich bin in Hollywood gelegentlich im ›Starlight‹ verkehrt. Die Bar war der Treffpunkt für die Prominenz aus der Filmbranche, für Starlets und natürlich auch für alle, die sich etwas Glanz und Glamour leisten konnten. Im Starlight sieht man schon den einen oder anderen, obwohl es dort, wie der Name schon sagt, nicht besonders hell ist.«

»Erzähl schon«, drängte ich ihn.

Henry griff nach dem vollen Glas und leerte es in einem Zug. »Wenn du im Starlight an der Bar sitzt, blickst du in eine gespiegelte Wand. Das ist wie ein stummes Zuprosten an die Flaschen und Gläser. Ein kleiner Studioscheinwerfer strahlt in das Regal; sein Licht bricht sich gegen die winzigen Punkte, die aus dem Blickwinkel der Gäste die Decke in einen schwach flimmernden Sternenhimmel verwandeln. Die Musik ist ebenso dezent wie das Licht, nur ein Mann, Jimmy, an einem Steinway. Jimmy hatte immer das Neueste drauf und spielte auch Filmmusik. Wenn er beispielsweise *As time goes by* spielte, war

irgendeiner von Cast oder Crew aus ›Casablanca‹ zu Gast, etwa Michael Curtiz oder Ingrid Bergman.«

»Das ist jetzt nicht frei erfunden, oder?«

Henry schüttelte den Kopf. »Warum sollte ich? Das ist ohnehin wie aus einem anderen Leben, als ich im Starlight an der Bar saß.«

»In der Umgebung hätte ich auch gerne mal gesoffen.« Ich merkte an Henrys missbilligender Reaktion, wie daneben ich mit meiner Bemerkung lag.

»Einmal erkannte ich Howard Hawks an einem Tisch nicht weit von mir. Ich war schon damals sehr an Regiearbeit interessiert und hätte mit ihm gerne meine Lieblingstheorie diskutiert, die Kamera müsse das Auge des Zuschauers sein, statt in schönen Bildern die Handlung zu reproduzieren.«

»Und? Hast du?«

»Man spricht nicht mal eben Howard Hawks an. Außerdem war er nicht allein. Sein Gegenüber am Tisch zündete sich eine Zigarette an, im Licht des Streichholzes erkannte ich das Profil von Humphrey Bogart. Dann musste die Frau neben Bogie Lauren Bacall sein, eigentlich ein junges Mädchen, wenn man dem Gerede damals glauben durfte. Sie spielte ihre erste Rolle neben Bogie in einer Romanverfilmung von Hemingway. Das waren zwei große Namen für eine Nachwuchsschauspielerin und eine Kombination, die für Gesprächsstoff sorgte. Hat dir ›Haben oder Nichthaben‹ gefallen?«

Ich nickte. »Großartig. Hemingway lieferte die karibische Kulisse, den Kern der Handlung und mit Harry Morgan eine Charakterfigur für Humphrey Bogart, alles andere dichtete Hollywood dazu, einschließlich der Rolle von Lauren Bacall.«

»Vielleicht wäre sie schon in Hemingways Roman aufgetreten, wenn er sie gekannt hätte«, meinte Henry. »Aber all das hätte Bogarts Frau Mayo gleichgültig sein können, aber bestimmt würde ihr nicht gefallen, was sie zwar nicht sehen, aber mit

Sicherheit bald als Andeutungen in Hedda Hoppers Klatschspalten nachlesen konnte.«

»Und du warst dabei!«

»Nun ja. Das Starlight war eine Art von diskreter Öffentlichkeit. Es kursierten einige Geschichten über Vertragsabschlüsse, die hier gefeiert wurden, über besiegelte Allianzen und eingefädelte Intrigen, von denen erst am nächsten Tag der oder die Betroffene aus dem ›Hollywood Reporter‹ erfahren würde, verpackt in ein Gerücht oder schon fertig angerichtet als gezielte Indiskretion.«

Ich zappelte vor Begeisterung. Die Begegnung mit Henry war für mich so, als wenn sich endlich mein persönlicher amerikanischer Traum erfüllen würde.

»Du bist auch einer von denen«, schaute Henry mich prüfend an, »die glauben, nur eine Meile von Hollywood entfernt würde das Niemandsland beginnen. Und Vermont – das ist sogar weniger als Nichts: Wiesen, Kühe, Milch und Landschaft.«

Wir gerieten über diesen provokanten Ausspruch in eine heftige Diskussion. Ich fühlte mich mit Leib und Seele mit Vermont verbunden, dagegen war Hollywood für mich eine sehnsuchtsvolle Schwärmerei, eben mein Hobby. Henry meinte, solange Schwärmen nicht in die Nähe der Realität geraten würde, sei sie harmlos – bei mir sei das aber jetzt nicht mehr der Fall. Ich versuchte, noch mehr Details aus Henry herauszukitzeln, er gab sich aber mit einem Mal verschlossen und behauptete, nicht viel mehr zu wissen.

Ich glaubte ihm nicht, weil er wie jemand erzählte, der in der ersten Reihe gesessen hatte. Weiteres Drängen war zwecklos, es würde nur unsere beginnende Freundschaft belasten, befürchtete ich. Irgendwann würde Henry mir schon anvertrauen, was er noch verheimlichte. Vielleicht musste er Rücksichten nehmen?

»Es tat gut, über Vergangenes zu plaudern.« Henrys Gesicht verfinsterte sich.

Vorsichtshalber sagte ich nichts.

»Sie haben mich auf meinen Alkoholkonsum angesprochen. Von Schwester Jessica muss ich nichts befürchten. Aber dass sich mein Sohn vor den Karren von Jefford spannen lässt… Jessica war bei mir im Zimmer, sehr taktvoll bot sie ihre Hilfe an, wenn ich zu den Anonymen Alkoholikern wolle… Sie küsste mich sogar zum Abschied auf die Wange.«

Henry zeigte mir die Stelle, als gebe es dort noch den Abdruck ihrer Lippen zu sehen.

»Beim Hinausgehen lief sie Michael in die Arme. Es gab ein Wortgeplänkel. Michael fragte, ob ich Damenbesuch hätte. Angesichts des Altersunterschiedes zwischen mir und Jessica hätte ich diese Frage als einen harmlosen Witz angesehen, wenn nicht der unfreundliche Tonfall gewesen wäre. Ob er meine Moral überprüfen wolle, habe ich zurückgefragt. Eher meine Trinkgewohnheiten, entgegnete Michael, denn seit neuestem würde ich randalieren. Das hatte er von Jefford. Michael glaubt alles, was man ihm über mich steckt, sofern es nur in sein Weltbild passt. Wenn es um meine Sauferei ginge, könne es nicht weit von der Wahrheit entfernt sein, meinte er.«

»Meine Güte, das ist aber heftig!«

»Es war dann noch von Anmaßung, Provokation, verletzten Gefühlen und gescheiterten Ehen die Rede.« Henry schaute mich traurig an. »Ich erspare dir die Einzelheiten. Das Verhältnis zu meinem Sohn ist ohnehin ein Kapitel für sich. Ein abgeschlossenes Kapitel, befürchte ich. Ich habe Michael geraten, sich zum Teufel zu scheren.«

Ich atmete hörbar durch.

»Schwester Jessica tut mir leid«, sagte Henry. »Sie hat geweint.«

Mir erschloss sich der Zusammenhang nicht. Ich entschied, Henry dazu nicht zu befragen.

12

Henry sagte bei seinem Aufbruch ›Auf Wiedersehen‹, nichts weiter und keine Andeutung, wann das sein könnte. Nun, ich brauchte nur regelmäßig im Old House Inn hereinzuschauen, um ihn zu treffen.

Ich blickte Henry hinterher, wie er zur Tür schlurfte. Das Zerwürfnis mit seinem Sohn bedrückte ihn, vermutete ich. Dann, im Zuschlagen der Tür, fühlte ich mich plötzlich einsam. Mein ganzes Leben hatte ich getan, was mir Spaß machte, Filme anzusehen, und hatte damit sogar noch Geld verdient. Für Agnes war das meine Arbeit, also etwas Selbstverständliches, was zu respektieren war, weil es unseren Lebensunterhalt bedeutete. Nur hatte ich bisher mit niemandem meine Träume und Sehnsüchte so wie mit Henry teilen können. Für Tom Hancock war ich ein väterlicher Freund geblieben; ein etwas gekränkter, weil Tom mit neunzehn von einem Tag auf den anderen ausblieb. In dem Alter stecken die Mädchen dahinter, tröstete ich mich, und gab meinen heimlichen Wunsch nicht auf, er möge eines Tages das Kino übernehmen. Das war mein Hintergedanke gewesen, als ich ihn in die Geheimnisse der beiden Projektionsmaschinen einwies und ihm für seine regelmäßige Hilfe das Eintrittsgeld ersparte und das Taschengeld aufbesserte.

Agnes erkundigte sich nicht, wie das Treffen mit Henry verlaufen war. Ich empfand die Ruhe zwischen uns als trügerisch und fühlte mich von ihr beobachtet. In den darauf folgenden Tagen blieb ich zu Hause, um wegen Henry keinen Argwohn bei Agnes zu erzeugen, erreichte aber das Gegenteil und glaubte mich noch schärfer kontrolliert. Die Anspannung ließ schlagartig nach, als ich erstmals John Andrews begegnete.

Er stellte sich an der Haustür als Major John Andrews vor. Seinem Alter nach zu schließen war nicht der Vietnamkrieg, sondern der Zweite Weltkrieg das Schlachtfeld seines Lebens

gewesen. Ich bat den Major, in einem der Sessel auf der Veranda neben der Haustür Platz zu nehmen. Die Betonung des Dienstgrades bei der Begrüßung fand ich ungewöhnlich, also erkundigte ich mich nach seinen militärischen Ehren, statt nach dem Grund seines Besuches zu fragen. Überspitzt dachte ich an ›Die Brücke am Kwai‹ und hatte damit unabsichtlich den Punkt getroffen. Im Kampf um die Brücke von Arnheim, erklärte John stolz. Ich erinnerte mich. Der Film zu diesem Thema war bei mir sechs Wochen gelaufen, *heroes* gingen immer.

Nach seiner Verwundung habe er den Nachschub organisiert, sagte John. Es hörte sich trotzig und stolz an. Ich selbst hätte es nur zum Mechaniker auf der Fairford Air Base in England gebracht, gestand ich.

Jeder habe seine Pflicht getan, hob John die Dienstgradunterschiede auf. Dann räusperte er sich und begann auf eine umständliche Art zu erzählen. Er kannte meinen Namen von Henry, mit dem er in Longford Manor am gleichen Esstisch saß. Henrys und meine Ankunft mit dem Taxi war nicht unbemerkt geblieben, ein gewisser Pete Roberts hatte uns vom Fenster aus beobachtet, und Schwester Maryann – na, ja, sie plappere halt gerne. So war die Auseinandersetzung mit Jefford sofort im Hause herum und allgemeiner Gesprächsstoff geworden. Henry musste zumindest bei seinen Freunden Rede und Antwort stehen. Meine Adresse sei einfach zu ermitteln gewesen – das Schildchen hängt für den Notfall am Eingang des Movie Star Theatre.

Mich beschlich das ungute Gefühl, mir stünde eine Rechtfertigung bevor.

»Henry ist seit dem abendlichen Auftritt mit Jefford – ähm, lebhafter geworden. Seine Stärke bisher war, wenig zu reden – also, schweigsam und mürrisch zu sein. Jetzt erzählt er unaufgefordert Geschichten aus Hollywood, über Hitchcock und dessen Filme bei – na, wie war der Name noch – Selznick, glaube ich, hieß das Studio, und über Aaron Goldstein, der mit dem sprich-

wörtlich untrüglichen Gespür für publikumswirksame Filmstoffe seinen Erfolg begründet haben soll.«

Es ging also nicht um diesen Jefford. Ich entspannte mich und nickte. »Das hat mir Henry auch erzählt. Aus einer mit Scheinwerfern und Kulissen vollgestopften Halle hat Goldstein eines der größten Studios in Hollywood geschaffen. Paradise Pictures.«

»Henry ist, was Filme anbetrifft, unglaublich belesen. Für ihn sind Namen wie Selznick oder Goldstein geläufig, mir sagen sie nichts. «

Ich erklärte John kurz, was es bedeutet, über Selznick und Goldstein zu sprechen. Selznick hatte ›Vom Winde verweht‹ produziert, von Goldstein kenne man nur sein Kürzel ›AGM‹ – Aaron Goldstein Movies, das Label, unter dem alle bei Paradise Pictures gedrehten Filme vertrieben werden.

»An einem Film scheint Henry einen Narren gefressen zu haben.« John überlegte kurz. »Er heißt ›Brennende Liebe‹ und ist vermutlich aus den frühen Vierzigern. Kenne ich nicht. Das ist auch kein Wunder, denn zu der Zeit hatten wir Wichtigeres zu tun als ins Kino zu gehen.«

»Auch bei mir hat er von ›Brennende Liebe‹ geschwärmt.« Ich konnte mich schwach an einen solchen Titel erinnern, war aber sicher, den Film noch nie gesehen zu haben.

»Ich sitze mit Henry beim Essen, zusammen mit William Pierce, der die hiesige Filiale der NSL geleitet hat, und einer Dame aus Long Island, Marie Madison.«

Ich nickte, erwähnte aber nicht, dass ich die Tischrunde aus Henrys Erzählungen bereits kannte.

»Marie – Mrs. Madison kam auf die Idee, ob wir den Film nicht vorführen lassen könnten, als Geburtstagsgeschenk für Henry im September, wo wir doch zuzusagen mit Ihnen ein Kino in unserem Bekanntenkreis haben.«

»Das ist nicht so einfach«, sagte ich. »Man muss wissen, welcher Verleih die Rechte an dem Film hat.«

»Das meine ich doch!«, sagte John unerwartet heftig »Ich wollte aber nicht der Spielverderber sein. Wir haben die Sache im Haus nicht an die große Glocke gehängt und den Vorschlag für uns behalten. Für Henry soll es eine Überraschung werden.«

Ich klärte John auf, dass es bei einer öffentlichen Filmvorführung nicht um das Wollen ging. Selbst wenn ich in diesem Fall keinen nennenswerten eigenen Aufwand anrechnen würde, koste das Ausleihen des Films mindestens zweitausend Dollar, eher fünftausend; dafür dürfte ich den Film nicht nur einmal, sondern eine ganze Woche lang vorführen.

»Eine Woche«, wiederholte John nachdenklich, »das ist absurd. Einmal reicht. Zweitausend Dollar? Absolut gesehen ist das für ein Haus voll gut betuchter alter Leute kein Problem. Aber wer gibt schon gerne über achtzig Dollar für eine Kinokarte aus? Außer George vielleicht. – George weiß nicht, wem er sein Geld vererben soll«, erklärte John.

»Haben Sie schon an Sponsoring gedacht? Mit George?«

»Das wäre immerhin eine tröstliche Antwort für Mrs. Madison. Henry hat bei ihr einen Stein im Brett.«

Ich konnte das nicht beurteilen und wartete. John fixierte derweil die Hände auf seinen Knien.

»Ich werde es versuchen«, sagte ich, um das Gespräch wieder in Gang zu bringen. »Herauszubekommen, wer die Rechte an dem Film hat, ist nicht das Problem. Die Konditionen – wir werden dann sehen.«

John erhob sich und reichte mir die Hand. »Ich danke Ihnen jedenfalls, dass Sie mich mit unserem – äh, ausgefallenen Anliegen nicht ausgelacht haben.«

»Keine Ursache«, verabschiedete ich ihn. »Ich werde mich melden.«

Wie dankbar ich ihm war, behielt ich für mich.

John war soeben gegangen, als Agnes den Kopf durch die Haustür steckte. »Hattest du Besuch?«

»Ein Interessent für das Kino.«

»Willst du doch verkaufen?«

Ich wischte die mögliche Neuauflage dieser Diskussion mit einer Handbewegung weg. Im Vorbeigehen streichelte ich Agnes' Wange. »Mach dir keine Sorgen.«

Oben im Arbeitszimmer zog ich *Meyer's Universal Film Guide* aus dem Regal und schlug nach. A, B, Bre …Brennende Liebe, tatsächlich, der Titel war kein Hirngespinst. Produktionsjahr 1943, Paradise Pictures, Verleih AGM. Regie: Henry Bancroft.

Mir schoss in diesem Augenblick alles Mögliche durch den Kopf. Ich fühlte mich von Henry hintergangen und lief gleichzeitig über vor freudiger Aufregung. Dieser Scheißkerl hatte das Wichtigste verschwiegen! Das war sein gutes Recht, ja, und ausgesprochen gemein, mir weis zu machen, alles nur vom Hörensagen zu kennen. Henry musste doch gemerkt haben, wie nahe er dem Mittelpunkt meiner Seele war, wenn wir über Hollywood sprachen.

Langsam legte sich das Durcheinander in meinem Kopf und ich konnte wieder geradeaus denken. Für Überraschungen war ich einfach zu alt. Ob alles in Ordnung sei, fragte Agnes von unten. Sie klang besorgt. Ich hob den Filmführer vom Fußboden auf. Meine Hand zitterte leicht.

»Nur ein Buch«, rief ich durch die offene Tür. »Es ist mir aus der Hand gefallen.«

Nach dem Schock war ich wie aufgedreht. Ich schlug im Personenregister nach und wurde fündig. 1941 hatte Henry Bancroft die Regie in ›Das Verhängnis‹ geführt, zusammen mit Albert Bradley, hinter dessen Name in Klammern ein Kreuz mit der Jahreszahl 1941 stand. Auf ›Das Verhängnis‹ folgte 1942 ›Shelby Road‹. Beide Filme hatten es nicht geschafft, sich ganz nach vorne zu spielen, das hätte ich mitbekommen. ›Brennende Liebe‹ wurde für das Jahr 1943 gelistet, danach gab es noch zwei Einträge für 1944, ›Janes Geheimnis‹ und ›Tod in Montana‹,

beide mit dem Zusatz *uncredited*. Henry hatte also an beiden Produktionen mitgearbeitet, war aber im Abspann nicht namentlich erwähnt – das übliche Verfahren, wenn jemand aus der Produktion vorzeitig ausschied. Das passierte immer wieder mal, wenn es zu unüberbrückbaren persönlichen und konzeptionellen Differenzen kam. Nach 1944 war Henrys Laufbahn wie abgeschnitten. Ich war, wie es schien, auf eine Eintagsfliege gestoßen, aber immerhin.

Den Abend brachte ich mit Selbstbeherrschung hinter mich, auch wenn ich vor Entdeckerstolz zu platzen drohte. So lange, wie ich mit Agnes verheiratet war, blieben schweigsame Abende nicht aus. Ich fragte mich auch, warum ich Agnes nicht alles über Henry erzählte, denn schließlich gab es nichts, was ich ihr gegenüber verbergen musste.

Am nächsten Morgen konnte ich beim besten Willen nicht sagen, ob, und wenn doch, wie lange ich geschlafen hatte. Die schlaflose Grübelei belohnte mich am Ende mit einer wenig schmeichelhaften Erkenntnis: Die Leidenschaft für das Kino war meine Geliebte, die ich vor Agnes geheim hielt. Aber Agnes wusste Bescheid, befürchtete ich, und hatte bald fünfzig Jahre mein Verhältnis toleriert. Dankbarkeit und Zuneigung erfüllten mich. Ich beobachte Agnes, wie sie neben mir im Bett lag, liebte sie mit meinen Augen und lauschte auf ihren ruhigen Atem. Als sie erwachte, umarmte ich sie fest.

13

›Brennende Liebe‹ war von Paradise Pictures produziert worden und folglich bei AGM im Verleih. Ich rief Mike Stapleton an, der den Vertrieb von AGM für die Kinos in Neuengland leitete. Auch er hatte irgendwann einmal von ›Brennende Liebe‹ gehört, mehr aber nicht, und versprach, sich zu kümmern. Als ich zwei Tage später noch keine Antwort hatte, meldete ich mich erneut bei ihm. Der Film sei nicht im Programm, war seine lakonische Auskunft, mit dem Warum und Wieso habe er sich noch nicht beschäftigen können. Die Einspielergebnisse von ›Liebe über Grenzen‹ machten Sorgen.

Ich hätte mir ›Liebe über Grenzen‹ im Nickelodeon ansehen können. Ich blieb aber stur und zahlte grundsätzlich keinen Eintritt bei der Konkurrenz. Schließlich konnte ich beweisen, dass die Zuschauerzahlen seit der Eröffnung des Nickelodeon im neuen Einkaufszentrum bei mir kontinuierlich zurückgegangen waren. Das Nickelodeon verfügte über zwei unterschiedlich große Zuschauerräume und konnte so gleichzeitig zwei Filme zeigen, während ich Tage und Anfangszeiten aufteilen musste. Früher waren die Leute geduldiger, heute musste alles sofort und spontan sein. Mit einem Umbau des Kinos hätten sich das Nickelodeon und mein Movie Star Theatre nur gegenseitig im Weg gestanden und ich hätte womöglich mehr Geld verloren als durch die Schließung. So lebten Agnes und ich vom Ersparten und meinem Ererbten und warteten, dass sich die Immobilienpreise in der Stanley Road attraktiver entwickeln würden. Für die fünf Film-Neuvorstellungen im Jahr, die es sich anzusehen lohnte, fuhr ich rauf nach Montpellier.

Ich würde jedem widersprechen der behauptet, ich sei ein ungeduldiger Mensch. Im normalen Leben jedenfalls, nicht aber, wenn es um Dinge geht, die mich brennend interessieren und von denen ein ausgewiesener Experte wie Henry spricht. Ich

setzte mich also selbst ans Telefon und rief bei Paradise Pictures an. Die Schwierigkeiten begannen bereits in der Telefonzentrale. Ich suche den Film ›Brennende Liebe‹, können Sie mich verbinden? – so einfältig war ich nicht. Ich erzählte, dass Paradise Pictures 1943 ›Brennende Liebe‹ unter der Regie von Henry Bancroft produziert hätte und ich auf der Suche nach einer Kopie sei. Die Telefonistin machte einen Vorschlag, wer mir weiterhelfen könne und stellte die Verbindung her. Später fand ich heraus, dass zwei Frauen in der Telefonzentrale saßen. Jedes Mal, wenn ich an jemanden geriet, der mir keine Auskunft geben konnte und nicht weiter verbunden wurde, rief ich erneut an und brauchte mein Sprüchlein nur noch in Kurzform vorzutragen. Als ich resigniert anmerkte, von einem nicht existierenden Film könne es keine Kopien geben, fiel der Groschen. Ich wurde mit dem Firmenmuseum verbunden, vermutlich noch eine Ebene unterhalb der Kellerräume.

Ich irrte mich gründlich. Das Museum lag in einem Gebäude nahe am Haupteingang und veranstaltete tägliche Vorführungen. Paradise Pictures war stolz auf seine Geschichte und präsentierte besondere Exponate aus den Produktionen und alle bisher produzierten Filme. Die Besucher durften nach dem Prinzip ›ich weiß was‹ Filmtitel nennen, zu denen ein Computer auf Knopfdruck spektakuläre Szenen auf die Leinwand projizierte. Das war immer mit Heiterkeit verbunden, denn garantiert gab es jemanden, der einen Filmtitel von Warner Bros. oder Universal nannte. Studiotouren durch ausgediente Filmkulissen gab es bei Paradise Pictures nicht. Das sei doch nur Klamauk, urteilte Wallace Appleby, von dem ich das alles erfuhr. Ich stellte mir Appleby noch älter vor als ich es war, grauer und verstaubter, trotz der modernen Technik, die ihm im Museum zur Verfügung stand.

Appleby war der zweite nach *Meyer's Universal Film Guide*, dem ›Brennende Liebe‹ kein Fremdwort war. Auf meine Frage

nach dem Verbleib des Films war er hörbar in seinem Element. Sicherlich sei dieser Fall der tragischste seit der Erfindung der Filmrolle. 1944 habe AGM alle Kopien des Films eingesammelt, weil er wegen der freizügigen Szenen neu geschnitten werden sollte; ein Vorgang, den es nach seinem Wissen bis dahin noch nicht gegeben hatte. Bei einem Brand im Lagerraum seien dann alle Kopien vernichtet worden; ein Lagerarbeiter wurde fristlos entlassen. So stehe es jedenfalls in den Unterlagen des Museums.

Für wenige Augenblicke hatte ich mich am Ziel meiner Recherchen geglaubt. In der Enttäuschung so unmittelbar nach dem Glücksgefühl beendete ich das Telefonat mit einem knappen Dank und vergaß dabei die nahe liegende Frage, ob nach dem Brand von dem umgeschnittenen Film neue Kopien angefertigt worden seien.

Ich rief Appleby noch einmal an, entschuldigte mich für das abrupte Ende meines ersten Anrufs und erkundigte mich nach dem Verbleib des Original-Filmmaterials. Das müsse sich im klimatisierten Archiv bei allem anderen Original-Drehmaterial befinden, meinte Appleby. Er stutzte dann und stellte sich selbst die Frage, warum er eigentlich keine Szenen aus ›Brennende Liebe‹ in seinem Vorführcomputer habe. Er werde sich umgehend nach dem Original erkundigen. Das sei nicht nötig, sagte ich ihm; das Filmarchiv war einer meiner vergeblichen Anrufe gewesen. Der Film war dort nicht im Bestand.

Merkwürdig, befand Appleby. Er ließ sich von mir noch den Hintergrund für mein Interesse berichten. Durch Zufall sei ich auf den scheinbar weitgehend unbekannten Filmtitel gestoßen, sagte ich, er hätte sich vielleicht für eine Nostalgie-Filmwoche hier in Cornbridge geeignet. Ein bisschen schämte ich mich für meine Unaufrichtigkeit, ein bisschen lobte ich mich für die aus dem Stegreif erfundene Ausrede. Erst einmal wollte ich mir darüber klar werden, wie ich gegenüber Henry mit dem frisch erworbenen Wissen umgehen sollte.

Was Appleby merkwürdig fand, hielt ich für mysteriös. Ein Film, der 1943 die Zensur des gestrengen Hays Office passiert hatte, sollte, nachdem er bereits im ganzen Land zu sehen war, nachträglich entschärft werden? Entweder war bei der Freigabe durch das Hays Office Bestechung im Spiel, oder? Es gab kein plausibles ›oder‹. Der Brand im Lager hatte nur vernichtet, was den alten Kopien nach dem Neuschnitt ohnehin bevorstand. Ein enormer Aufwand für einen Film, dessen Vorführrechte damals eigentlich nur noch im Ausland zu vermarkten waren. Wirklich beurteilen konnte ich das nicht. Auch wenn mir die Einsicht schwer fiel – den damals geplanten neuen Schnitt von ›Brennende Liebe‹ konnte ich nicht einfach durch logisches Nachdenken als Unfug abtun. Merkwürdig blieb, dass die Originalnegative verschollen waren. Waren sie etwa zusammen mit den Kopien verbrannt? Auch wenn ich bisher noch kein Filmstudio von innen gesehen hatte, konnte ich mir nicht vorstellen, dass die Originalnegative gemeinsam mit den Kopien irgendwo im Lager untergebracht waren. Und wenn doch? Ich würde die Dinge nicht ergründen, war mein Resümee, mit dem ich die Suche nach ›Brennende Liebe‹ abschloss.

14

Ich hatte mit einem Anruf von Mike Stapleton nicht mehr gerechnet, oder ihn schlicht und einfach verdrängt, so sehr hatten mich die Recherchen bei Paradise Pictures beschäftigt.

Stapleton begann mit dem üblichen Spruch über Dinge, die etwas länger dauern, dafür aber besonders gut ausfallen. »Die Rechte an ›Brennende Liebe‹ liegen bei Judith Goldstein. Wenn überhaupt jemand Auskunft geben kann, dann sie.«

»Wer ist Judith Goldstein?«

»Die Tochter vom Alten. Jetzt muss sie selbst schon an die achtzig sein. Sie lebt noch in Beverly Hills in dem Anwesen, das Aaron Goldstein gebaut hat.«

Ich verstand den Zusammenhang nicht. Paradise Pictures war AGM und Goldstein gleichermaßen und musste nicht zwischen Vater und Tochter unterscheiden.

Stapleton lachte. »Entschuldigung, aber Paradise Pictures und AGM gehören längst nicht mehr der Familie Goldstein. Das Studio ist inzwischen durch zwei Konzerne gewandert. Sie sind international und führen gerne *entertainment* im Namen; gearbeitet wird aber immer noch in Hollywood. Daran hat sich nichts geändert. Warum Aaron Goldstein die Rechte auf Judith übertrug, konnte mir niemand sagen. Eigentlich sind bestehende Filmrechte ein wesentliches Potenzial beim Verkauf des Studios. Das ist auch der Grund für die gute Dokumentation bei Paradise.«

Stapleton schwieg, als wolle er mir Gelegenheit geben, die Informationen erst zu verdauen.

»Und?«, fragte ich ungeduldig.

»Ich sollte Ihnen eigentlich gar nichts sagen, weil Sie sich hinter meinem Rücken bei Paradise erkundigt haben. Es ist naiv zu glauben, am Telefon könne jeder jede Auskunft bekommen.«

»Sie waren so beschäftigt, da dachte ich…«

»Schon gut. Ich habe auch gedacht, sonst hätte ich nicht angerufen. Bevor Sie Ihr Kino abreißen lassen, sollten wir darüber nachdenken, ob wir nicht einen Exklusivvertrag mit AGM abschließen.«

Mich machte die Wir-Form hellhörig. Abhängigkeiten waren mir schon immer ein Gräuel, und ich war auch nicht sicher, ob ich mit siebzig noch die Energie hatte, das Movie Star Theatre wieder zu eröffnen. Womöglich würde AGM am Ende das Kino schlucken. Andererseits ging mir die Ausrede gegenüber Appleby nicht aus dem Kopf. Mit AGM hätte ich einen potenten Kooperationspartner für nostalgische Filmwochen in Cornbridge. Wenn Nostalgie in diesem Land eine Heimat hatte, dann hier in Neuengland.

Ich versprach Stapleton, über seinen Vorschlag nachzudenken. Das eilte nicht; zuerst musste ich mit John Andrews reden. Vielleicht könnte er mir einen guten Rat geben, wie ich mit den Neuigkeiten über Henry umgehen sollte. Ich verabredete mich telefonisch mit John am Kino.

Zu meiner Überraschung kam John in Begleitung und stellte mir Marie Madison und William Pierce vor. Ich wertete das als ein gutes Zeichen; Henrys Freunde nahmen die Sache mit dem Geburtstagsgeschenk im Kino offensichtlich ernst. Marie Madison und William Pierce waren zwei freundliche ältere Herrschaften mit einem unaufdringlich seriösen Auftreten, so wie ich mir bessere Gesellschaft vorstellte, die nicht nur so genannt wird. John hätte mir Bescheid geben sollen, dann wäre ich weniger salopp gekleidet gekommen. Erstmals bemerkte ich deutlich die Spuren der Vernachlässigung am Gebäude und die Anzeichen drohenden Verfalls – den Schorf abplatzender Farbe, die fehlenden Buchstaben in der Leuchtreklame und die gesprungene Scheibe des Schaukastens mit einem von Sonnenlicht verblassten Filmplakat, den vernagelten Eingang, an dem bereits wieder eines der Bretter locker hing und den nächsten Ausgangspunkt

für blinde Zerstörungswut von Halbwüchsigen an unschuldigen Objekten bilden würde.

Ich berichtete ohne Umschweife, was ich über Henry Bancroft aus seiner Hollywood-Zeit in Erfahrung gebracht hatte. Die Reaktionen waren genau so, wie Henry mir seine Freunde geschildert hatte: Marie erstaunt und interessiert mit einem Aha-Effekt, als hätte ihr genau diese Information gefehlt, um Henry zu verstehen, John lauthals überrascht und William ruhig – zu ruhig, wie ich meinte, beinahe maskenhaft. Wir spekulierten über die Gründe, warum Henry diesen Abschnitt seines Lebens vor uns verborgen hielt.

»Zu lange her«, meinte John, »wer erzählt schon ohne besonderen Anlass, was man selbst schon fast vergessen hat.«

Ich schüttelte den Kopf. »Mir hätte er es sagen müssen! Was glauben Sie, worüber wir uns die ganze Zeit unterhalten haben, als wir neulich abends spät in Longford Manor vorfuhren? Hollywood und Filme! Ich werde Henry auf seine Zeit bei Paradise Pictures jedenfalls vorerst nicht ansprechen.«

Ich sah John deutlich an, wie enttäuscht er war. »Spätestens, wenn wir ›Brennende Liebe‹ vorführen, kommt doch ohnehin alles heraus«, wandte er ein.

»Das ist nicht so einfach, wie ich dachte.« Ich verzog das Gesicht zu einer entschuldigenden Grimasse und zögerte. »Ich nehme das Ergebnis vorweg: Von ›Brennende Liebe‹ gibt es keine Vorführkopie mehr.« Die Details stießen bei den Dreien auf weniger Interesse; sie hörten zu, sagten aber nichts..

»Ich würde an Ihrer Stelle die Idee nicht aufgeben. Es gibt viele sehenswerte Filme aus den 40ern, die sich für eine Kinovorführung als Geburtstagsgeschenk eignen. Immer vorausgesetzt, das Geschenk ist Ihnen zwischen zweitausend bis fünftausend Dollar wert – das Geld ist nicht für mich, sondern für den Verleih. Ich habe so was noch nie gemacht, einen alten Film ausleihen, deshalb kann ich es nicht genauer angeben.«

Marie schaute William an. William überlegte, wie mir schien, aber er äußerte sich nicht, worüber..

»Was ist mit diesem George?«, bohrte ich in das Schweigen.

John wurde verlegen. »Das war nur so daher gesagt, mit seinem Geld.«

»Wir werden es uns überlegen«, sagte Marie. Ich war ihr dankbar für den versöhnlich klingenden Schlusspunkt. So blieb wenigstens nicht der Eindruck zurück, ich hätte die ganze Sache vermasselt. Ich lud die Drei ein, sich das Kino von innen anzuschauen. Sie sollten wissen, worauf sie sich einlassen.

Ich schloss die Seitentür mit der Aufschrift ›Notausgang‹ auf, schob den schweren Vorhang zu Seite und knipste die mitgebrachte Taschenlampe an. John hielt den Vorhang für Marie und William offen und spähte mir nach. Bis auf den unruhig durch den Raum wandernden Lichtkegel der Taschenlampe blieb alles schwarz.

»Warten Sie, bis ich die Beleuchtung eingeschaltet habe«, rief ich.

Es dauerte einige Zeit, bis die Wand- und Deckenlichter aufflammten. Die muffige warme Luft und die braune, teils fleckige Farbe der Wände, der Zustand der Lampen, der die Bezeichnung Beleuchtung nicht mehr verdiente, harmonierten zu einem bejammernswerten Eindruck.

Ich eilte den Seitengang herunter. »Ich werde ein paar Glühbirnen und Leuchtstoffröhren kaufen müssen«, sagte ich in der Hoffnung, den beschämenden Zustand des Kinos damit wegreden zu können.

»Zelluloidruine«, urteilte John. » Wir sollten dieses Kino für kommende Generationen als die Grabkammer des Zelluloidfilms bewahren.«

»Ich habe Zweifel«, meinte William. »Für den Glanz vergangener Tage scheint mir dies genau die richtige Lichtstärke zu sein. Wir wollen doch niemanden erschrecken, oder?«

Das niederschmetternde Urteil der beiden machte mich sprachlos und zunehmend wütend. Das Kino hatte dieses abfällige Urteil nicht verdient. Während ich noch mit mir kämpfte, ob ich die ganze Angelegenheit mit einem Rauswurf beenden sollte, klappte John einen Sitz herunter und betrachtete kritisch den abgesessenen roten Plüsch. »Wenigstens gibt es hier keine Mäuse«, stellte er fest und zeigte auf Reste von Popcorn auf dem Boden.

»Der Fußboden muss natürlich geputzt werden«, erklärte ich, und versuchte, mir nichts von meiner Verstimmung anmerken zu lassen.

»Warum haben Sie das Kino nach der Schließung nicht abreißen lassen?«, fragte William. »Hier liegt eine Menge totes Kapital herum. Allein das Grundstück...«

»Das Movie Star Theatre ist mein Leben«, antworte ich. »Sollte ich Selbstmord begehen? Ich bin vielleicht ein sentimentaler alter Trottel.«

»Mir gefällt das Kino«, sagte Marie. Der ehrfurchtsvolle Ton in ihrer Stimme versöhnte mich. »Mit der Bühne und dem schweren Vorhang strahlt es Würde aus. Das Kino ist in Ehren alt geworden und hat bei aller Schäbigkeit Stil.«

»Ein Kino hat kein Ehre«, sagte John, »sonst dürfte mancher Film nicht aufgeführt werden. Ehre gebührt immer Menschen, das wäre in unserem Fall die Ehre unseres Gastgebers.«

»Womit wir uns einig wären«, sagte Marie.

»Haben Sie eine Vorstellung über die Arbeit, die hier auf uns wartet?« fragte mich William. »Ein bisschen sauber machen und Glühbirnen einschrauben ist nicht das Problem. Die Technik muss funktionieren, sonst rühre ich hier keinen Handschlag.«

»Hätte ich mich sonst mit Ihnen getroffen?« Ich tat jetzt ein bisschen beleidigt und legte etwas Vorwurf in meine Stimme.

»Wir sollten es mit einem anderen Film aus Henrys Schaffensperiode versuchen«, sagte Marie, »auch wenn wir ihn

schon mehrfach im Fernsehen gesehen haben. Allein schon wegen des spannenden Vergnügens, ein Kino wieder in Gang zu bringen.«

William und John sagten nichts dazu. Das musste die Art sein, wie Marie drohenden Streit im Keim erstickte und ihre Freunde sanft im eigenen Sinne beeinflusste, wie Henry mir erzählt hatte.

»Wir stoßen erst einmal an«, sagte John und öffnete den Reißverschluss der gepolsterten Tasche, die er mit sich trug. Ich hatte mich schon gewundert, was es mit dieser Tasche auf sich hat, die er seit der Begrüßung hinter sich zu verbergen suchte. Sie entpuppte sich als Kühltasche, aus der er eine Flasche Champagner und vier Gläser holte, die er uns in die Hand drückte.

Behutsam öffnete John die Flasche. »Champagner ist zum Trinken und nicht zum Verspritzen da«, kommentierte er seine vorsichtigen Handgriffe. »Wir trinken auf eine doppelte Wiedergeburt – Henry und das Movie Star Theatre. Ich heiße John, das ist Marie und an meiner linken Seite, das ist William..« Er stieß erst mit mir und dann mit Marie und William an. »Wenn ihr nichts dagegen habt, beginnen wir morgen mit dem Renovieren.«

15

Was sollte ich gegen die Renovierung haben? Der ganze Plan war ziemlich verrückt, bezogen auf die uns bevorstehende Arbeit und unser Alter. Aber genau das machte den Charme aus, noch einmal Ideen wie in unserer Jugend verwirklichen zu wollen, ohne ein Scheitern in Betracht zu ziehen, auch wenn sie sich als Illusionen herausstellen würden. Agnes sah das offenbar so, denn sie schüttelte den Kopf, als ich sie in groben Zügen unterrichtete. Trotzdem konnte sie dem Ganzen eine positive Seite abgewinnen – besser anstreichen und putzen als bei Joe Dexter an der Theke zu hängen.

Nach dem Abendessen maulte ich über das Fernsehprogramm, um einen Vorwand zu haben, mich ins Arbeitszimmer zurückzuziehen. Ich zog einen Briefumschlag aus der Schreibmappe und adressierte ihn an Miss Judith Goldstein, Beverly Hills, CA. Ich vertraute auf die Zuverlässigkeit der Post. Die vollständige Adresse würde ich bei Paradise Pictures sowieso nicht in Erfahrung bringen.

Ich entschied, gegenüber Judith Goldstein bei der Wahrheit zu bleiben, mit nur wenig Dekoration. Ich schrieb, dass mir das Schicksal Henry Bancroft, den Regisseur von ›Brennende Liebe‹, über den Lebensweg geweht hätte und ich, ein Kinobetreiber aus Cornbridge, VT, zu seinem Geburtstag in einigen Wochen das Movie Star Theatre mit einer Vorstellung von ›Brennende Liebe‹ wiedereröffnen möchte. Leider sei das Filmmaterial verschollen, daher meine Bitte, ob sie nicht einen Hinweis geben könnte, ob es noch Kopien geben würde.

Dass ich höflich schrieb, versteht sich von selbst. Bei der Wortwahl bemühte ich mich, die Bitte eines einfachen Kinobesitzers an die Tochter des Studiobosses als eine entschuldbare Belästigung darzustellen, sozusagen im höheren Interesse aller Filme liebenden Menschen. Ehrlich gesagt glaubte ich nicht an

den Erfolg dieser Aktion. Die Bitte war im Grunde der Ausdruck meiner Neugier, in Erfahrung zu bringen, was aus dem Film geworden war. Eine Antwort direkt von Judith Goldstein könnte ich bei meinen neuen Freunden mit Stolz vorzeigen.

Am nächsten Tag traf ich mich mit ihnen und wir besprachen die notwendigen Arbeiten, das Kino vorzeigefähig zu machen. John zeigte sich ausgesprochen tatendurstig und schlug vor, auch die Wände zu streichen. Wir brauchten eine halbe Stunde, um ihn zu überzeugen, dass ein Anstrich nur mit Gerüsten möglich sein würde und selbst dann die Arbeiten in bis zu sieben Metern Höhe für uns zu gefährlich waren. Als Kompromiss einigten wir uns darauf, die mannshohen Sockel aus Holzpaneelen mit Lasur aufzufrischen, dann würden die bräunlich angelaufenen Wandflächen darüber als Patina durchgehen. Für die eine geplante Vorstellung erschien mir auch überflüssig, die Kratzer und kleinen Beschädigungen im Holz der Sesselrückseiten auszubessern, doch in diesem Punkt blieb John hartnäckig. Wir säßen alle ohnehin im Dunkeln, wandte William ein – wenn es nicht den entscheidenden ersten Eindruck geben würde, hielt John dem entgegen.

Ich solle John gewähren lassen, raunte mir Marie in einem unbeobachteten Moment zu. Er müsse selbst spüren, welche Mühsal seine Vorstellungen bedeuten, dann werde das, was unbedingt notwendig sei, ein dehnbarer Begriff. Schön und gut, flüsterte ich zurück, wenn John die hundert Dollar für die Farbe übernehmen würde …

Ich genoss die konspirative Nähe dieses Augenblicks zu Marie; sie regte meine Sinne an. Ich roch ihr Parfüm und hätte gerne die Augen geschlossen, so wie bei Agnes, wenn ich sie von hinten umfasste und mein Gesicht in ihren Nacken legte. Es lag viel Vertrautheit in der Geste, wie sich Marie meinem Ohr näherte. Ich empfand das wie eine Auszeichnung, nach so kurzer Zeit unserer Bekanntschaft. Leider behielt Marie nicht Recht, was

Johns Arbeitswut anbetraf. Das Unmögliche möglich machen, koste es, was es wolle – dieses Prinzip war in John Fleisch geworden. Sogar zu viert brauchten wir mehrere Nachmittage, um die Paneele zu streichen.

Dann erhielten wir Besuch von der Polizei.

Ich stand auf einer Leiter direkt neben dem Notausgang und polierte einen Lampenschirm. Marie arbeitete mit dem betagten Staubsauger; er jaulte in verschiedenen Tonhöhen und schnappte befreit nach Luft, sobald sie die Bürste vom Polster abhob. Ich stopfte das Ende des Putzlappens in meine Hosentasche, griff aus einem Eimer, der an der obersten Sprosse der Leiter hing, eine Glühbirne und hielt sie prüfend gegen das Licht. So bemerkte ich nicht, wie jemand durch den Notausgang herein kam.

»Hi«, trompetete es plötzlich aus einer Sitzreihe neben mir.

Ich ließ erschreckt die Glühbirne fallen, schimpfte und besah mir von oben die am Boden verstreuten Glassplitter. Der Staubsauger verstummte. Bedächtig stieg ich von der Leiter.

Ich kannte Detective Sergeant Schofield von den Fotos und den Berichten des Cornbridge Chronicle. Schofield war auf der Suche nach einem Exhibitionisten. Ob er mich in Verdacht hatte?

»Was wünschen Sie?« fragte ich ungnädig.

»Sind Sie der Eigentümer?«

»Jonathan Tresellian.«

»Ich habe Geräusche gehört, draußen, und wollte nachschauen, ob alles in Ordnung ist«, sagte Schofield.

»Und – ist alles in Ordnung?«

Schofield grinste. »Ist schon eine Weile her, dass hier die letzte Vorstellung gelaufen ist, nicht wahr?«

»Vor drei Jahren etwa.«

»Verstehe. Dann ist wieder einmal ein Hausputz fällig?«

»Genau«, nickte ich.

»Detective Sergeant Schofield.« Er zog seinen Ausweis aus der Brusttasche des Jacketts. »Das Kino steht schon lange leer, da

sind Geräusche immer auffällig. Es hätte durchaus etwas anderes sein können. Ich bin hier in Ihrem Interesse.«

»Danke«, brummte ich, auch wenn ich nicht verstand, warum sich die Detective Division um mich kümmerte. »Es gibt hier demnächst eine private Filmvorführung. Wir richten das Kino her, soweit wir können. Ein bisschen sauber machen und so.«

»Wie steht es mit der Technik, der Sicherheit?«

»Wenn der Projektor nicht laufen würde...«.Ich sah den Detective zweifelnd an, ob die Frage ernst gemeint sein könnte. »Die Beleuchtung muss natürlich funktionieren. Wenn Sie mich nicht so erschreckt hätten, wäre es schon heller.«

»Braucht man zum Betrieb eines Kinos nicht eine Lizenz oder Genehmigung oder ähnliches?« hakte Schofield nach.

»Ich könnte morgen wieder aufmachen«, entgegnete ich mit spöttischem Unterton. Ich hatte gepunktet, denn Schofield schwieg zunächst.

»Warum haben Sie dicht gemacht?« verlegte er sich aufs Plaudern. »Draußen hängt noch das Plakat von ›Batmans Rückkehr‹, der Film war doch sicherlich ein Kassenschlager, oder?«

»Einer reicht nicht zum Leben. Schauen Sie sich um – die dringend notwendige Renovierung kostet eine Menge Geld, und das Geld muss erwirtschaftet werden, gegen das Fernsehen und die Videos – die Leute bleiben häufiger zu Hause.«

»Der Fortschritt...«

»Aussichtslos, sich dagegen zu stemmen. Und als dann das Einkaufszentrum unten am Fluss gebaut wurde, mit dem neuen Kino...« Ich hob zwei Finger. »Das Nickelodeon hat zwei unterschiedlich große Zuschauerräume, den großen für die großen Filme. Da hab ich den Kasten hier gleich geschlossen, bevor ich mein gutes Geld zum Fenster hinauswerfe. Ich bin ein vorzeigender Künstler, aber deswegen nicht auf den Kopf gefallen.«

Schofield verzog den Mund zu einem schiefen Lachen, als Ersatz für eine Antwort. »Viel Spaß noch!« wünschte er und

ging. Als er den Ausgang erreichte, schaltete Marie den Staubsauger wieder ein. Diesmal schreckte der Detective zusammen.

Schofields Besuch machte mir schmerzhaft bewusst, dass nach der Herrichtung des Kinos eine Vorstellung folgen sollte und ich bisher nichts erreicht hatte. Auf dem Weg nach Hause wurde mir unwohl und ich dachte, ob es nicht besser gewesen wäre, in der Bar von Joe Dexter bis an mein Lebensende sentimental und wehleidig der Vergangenheit nachzutrauern als ihr in Person von Henry Bancroft tatsächlich zu begegnen. Mein Versprechen, einen Ersatz für ›Brennende Liebe‹ zu besorgen, der dem Geburtstag eines Hollywood-Regisseurs würdig war, und möglichst zu der Zeit produziert worden war, die Henry in Hollywood gearbeitet hatte, also 1943 oder 1944, drohte sich als vollmundig zu erweisen. Einen Titel auszusuchen war nicht schwierig gewesen, ihn auszuleihen scheinbar unmöglich. Die Leute in den Verleihfirmen konnten kaum über das aktuelle Programm hinaus schauen und erst recht nicht fünfzig Jahre zurück. Stapleton von AGM anzurufen traute ich mich nicht. Ich wäre auf einen von Paradise Pictures produzierten Film festgelegt, quasi ein Konkurrenzprodukt zu ›Brennende Liebe‹ - das konnten wir Henry nicht antun.

Meine Launen seien nun nicht mehr zu ertragen, bemerkte Agnes anderentags, mal sei ich nüchtern euphorisch und fröhlich besoffen und nun mache ich ein Gesicht mit Sorgenfalten, als ob wir kurz vor dem finanziellen Ruin stünden. Ich winkte unwirsch ab. Diesmal setzte Agnes nicht nach; statt mir Vorhaltungen zu machen, drehte sie sich um und ging in die Küche. Wenn sie mit dem Nudelholz auf mich eingedroschen hätte – ich wäre gestanden und hätte meine Wunden noch Tage später und notfalls auch bei Joe Dexter geleckt. Sich wortlos umzudrehen war neu. Ich folgte Agnes und nahm sie von hinten in den Arm – meine Lieblingsgeste, zu der ich bei ehrlicher Selbsteinschätzung annahm, ich wolle vermeiden, Agnes in die Augen zu schauen.

Sie brauche sich keine Sorgen zu machen, flüsterte ich an ihrem Ohr und sog den Duft ihrer Schulter ein. Ich hatte die Ausdünstung anderer Frauen und Männer in meinem Alter gerochen und Verwesung wahrgenommen, und wenig später erlebt, wie sie starben. Ich wusste, dass ich lediglich einer intuitiven Einbildung folgte und der wahrgenommene Geruch nicht nur aus einer körperlichen Ausdünstung bestand, sondern sich mit geistigem Verfall vermischte. So lange Agnes frisch roch, war nichts zu befürchten. Auch Marie roch frisch, wenn ich in ihre Nähe kam, so dass es mir schwer fiel, meine Sorgen wegen des Films für mich zu behalten. Sie würde mich verstehen. Bei John hätte ich einen schwereren Stand und William zählte wohl nicht, weil er zwischendurch einen Eindruck machte, als ob ihn die ganze Sache nichts anginge.

Die Entscheidung, welcher Film zu Henrys Geburtstag vorgeführt würde, fiel exakt an dem Tag, an dem wir im Kino mit den Arbeiten fertig wurden. Stolz standen wir in der Runde, Marie zog die Gummihandschuhe aus und warf sie in den Eimer. Welcher Film denn nun auf dem Programm stünde, fragte sie.

›Sein oder Nichtsein‹ aus 1942 oder ›Als Du Abschied nahmst‹ aus 1944, nannte ich meine Favoriten, um die ich mich bisher vergeblich bei den Verleihern bemüht hatte. Besondere Begeisterung weckte ich mit meinen Vorschlägen nicht. Ich hob zu einem kurzen Vortrag über Ernst Lubitsch und sein Meisterwerk, ›Sein oder Nichtsein‹ an, leitete danach zu Shirley Temple und Jennifer Jones in ›Als Du Abschied nahmst‹ über und deren besondere Beziehung zu dem Produzenten, David O. Selznick; ich hätte aber auch zu den leeren Sesselreihen sprechen können. Marie, John und William hörten höflich zu, ohne dass ich wirkliches Interesse bemerkte. Ein Offizier und ein Banker, das waren Verstandesmenschen, bis zu einem gewissen Grade. Während ich meinen Vortrag zu einem schnellen Ende umbog, um die drei nicht zu langweilen, nahm ich mir vor, John gelegentlich zu

fragen, welche Emotionen und wieviel Verstand gebraucht wurden, um todesmutig eine Höhe 167 zu stürmen. Um nicht vollständig als fantasieloser Versager dazustehen, fragte ich, ob ihnen Jane Russell in ›Geächtet‹ lieber wäre, ein Skandalfilm, der von 1943 bis 1946 verboten wurde; das Plakat mit der geöffneten Bluse ließe sich als Nachdruck auch noch besorgen und vorne in den Schaukasten hängen.

Marie lächelte. »Es ist noch etwas Zeit«, sagte sie. »Wir müssen uns noch nicht für oder gegen Jane Russell entscheiden, oder?«

Das war der Moment, zu dem ich eigentlich ehrlicher Weise gestehen musste, dass nach dem heutigen Stand überhaupt kein Film vorgeführt würde. Ich traute mich nicht und verschob die Entscheidung auf morgen; bis dahin würde ich mir noch Alternativen überlegen.

Mir war auf dem Heimweg wieder einmal übel. Mit meiner Unehrlichkeit setzte ich nicht nur die Hoffnungen, sondern auch die neu gewonnene Freundschaft aufs Spiel. Zuhause angekommen konnte ich mich nicht entspannen und in Ruhe überlegen, wie ich aus der verfahrenen Situation mit Anstand heraus kam. Auf dem Esstisch lag ein malvenfarbener Briefumschlag und lief Gefahr, beim Abendessen von Tellern und Schüsseln erdrückt zu werden. Agnes bevorzugte neuerdings stumme Gesten. Sie hatten den Vorteil, scheinbar friedlicher, auf jeden Fall leiser zu sein. Mein Instinkt warnte mich jedoch davor, trügerische Ruhe mit Harmlosigkeit zu verwechseln.

Ich las den Absender: Judith Goldstein. Eine Antwort, mit der ich, ehrlich gesagt, nicht gerechnet hatte, und auch noch postwendend. Agnes Irritationen waren mir schlagartig gleichgültig. Ich steckte den Zeigefinger so heftig in den Falz, dass der Umschlag quer aufriss.

Sehr geehrter Herr Tresellian, las ich und verfehlte den Stuhl beim Hinsetzen um eine Backe, sie sei sehr überrascht und auch

gerührt, mein Brief sei eine Fügung des Schicksals, und so weiter, Sätze einer alten Dame, die sich zum Sterben bereit gelegt hatte und nun überquoll vor Freude und in der Erwartung, mit einer Last weniger in das Jenseits eingehen zu dürfen. Miss Goldstein machte eine Andeutung und schrieb gleich dazu, dass ich sie nicht verstehen könne – ich verstand tatsächlich nichts, weder die Andeutung noch den Hinweis auf die Umstände, die ich nach Miss Goldsteins Meinung nicht verstehen könne, so unbestimmt drückte sie sich aus. Was sie deutlich sagte war, dass sie in ihrem Testament verfügt habe, ›Brennende Liebe‹ an das Publikum zurück zu geben, und zwar die unveröffentlichte Schnittfassung des Regisseurs. Das *American Museum of the Moving Image* in New York werde die Rechte an dem Film nach ihren Tod erhalten.

Judith Goldstein schrieb dann über Henry Bancroft. Sie nannte ihn ein hoffnungsvolles Talent, als habe nicht ihr Vater das Studio geleitet, sondern sie selbst, und sprach übergangslos von einem großen Unrecht, ohne darauf näher einzugehen. Was dann folgte, verstand ich ebenfalls nicht, obwohl sich Miss Goldstein in diesem Punkte klar ausdrückte: Sie wünsche keinen persönlichen Kontakt zu Mr. Bancroft. Ihre Erlaubnis, den Film vorzuführen, gelte nur für ein einziges Mal – an dieser Stelle war Miss Goldstein so deutlich, als habe ihr ein Rechtsanwalt in die Feder diktiert –, sie betrachte die Filmvorführung als eine moralische Wiedergutmachung, also nichts, was einklagbar sei. Die Filmrollen seien schon in New York, Mr. Gregor Traykowski würde sie nach Terminabsprache nach Cornbridge bringen und gleich nach der Vorstellung wieder mitnehmen. Es folgte eine Telefonnummer in New York und der Hinweis, Mr. Traykowski sei instruiert und warte auf meinen Anruf.

»Hat sie dir den Laufpass gegeben?« fragte Agnes schneidend.

Ich erwachte aus meiner glückseligen Starre. Mit Humor konnte ich Agnes' Eifersuchtsanfall nicht übergehen, dafür steck-

te mir die Überraschung zu sehr in den Knochen. »Mein Gott, sie hat zugesagt«, sagte ich. »Mir fällt eine Last von der Seele.«

»Sie lässt sich also scheiden?«

»Sie ist ledig, heißt immer noch Goldstein.«

»Deine Sandkastenliebe?«

»Sie erfüllt mir einen Traum!« Im gleichen Augenblick bereute ich schon, Agnes mit dem Missverständnis hochzunehmen. »Ach!« sagte ich und stand auf. »Wer mit dir verheiratet ist, hat kein Anrecht mehr auf einen zweiten Traum, sonst ginge es nicht gerecht zu auf dieser Welt.«

»Du willst mich doch nur einwickeln mit deinen Sprüchen!«

»Nein, auswickeln«, antwortete ich. Agnes sah mich fragend an. Manchmal schaffte ich es, Agnes mit einer doppeldeutigen oder originellen Antwort zum Schweigen zu bringen. »In Wirklichkeit geht es um eine Begegnung von der Sorte, die ein Leben verändern kann, auch wenn das Leben bereits so knietief durch eine Spur watet, dass man glaubt, aus dem Graben nie wieder heraus zu kommen.«

In Agnes Augen kehrte der entschlossene Ausdruck zurück.

»Wir sind uns fünfunddreißig Jahre lang begegnet, von denen du mich in dreißig nicht gesehen hast.«

»Wenn du dich nicht ständig abgewendet hättest...«

Agnes winkte unwirsch ab.

»Ach«, wiederholte ich, und: »Komm«, was wie eine Einladung zu einem gemeinsamen Spaziergang klang. Ich fasste ihre Hand und erzählte von Henry Bancroft und wie ich mit ihm ein klein wenig zu viel auf die vergangenen Zeiten getrunken hatte. Mit meinen einschlägigen Gewohnheiten sei dieses ›klein wenig‹ nicht vergleichbar, denn wann hatte ich zuletzt das Glück gehabt, einen Menschen zu treffen, mit dem ich im Gleichklang tickte, als folgten wir beide demselben Metronom. Ich reichte Agnes den Brief von Judith Goldstein zum Lesen und stupste den Umschlag an ihre Brust, sie nahm den Brief jedoch nicht und

schüttelte nur den Kopf. Schon wollte ich mich empört über diese Zurückweisung beschweren, als sie mir durch das Haar strich wie einem kleinen Jungen, den man loben oder ermutigen möchte. Das häusliche Drama war abgewendet.

Ich las Agnes den Brief vor. Auch sie verstand Judith Goldsteins Andeutungen nicht. Man solle sich darüber den Kopf nicht zerbrechen, empfahl sie, nur das Ergebnis zähle. Was gefeiert werden müsse, entgegnete ich und eilte in den Keller, um eine Flasche Wein zu holen.

Gregor Traykowskis Telefonnummer war die eines Museums, von dem ich bisher noch nicht gehört hatte. Nach dem ich mit ihm den Vorführtermin vereinbart hatte, informierte ich die neuen Freunde aus der Retirement Residence. Ich rief Marie und nicht John an, um mit ihr meine Begeisterung zu teilen, den als verloren geltenden Wunschfilm aufgetrieben und dann auch noch in einer unveröffentlichten Schnittfassung – *director's cut*! Ein solches Ereignis war es wert, bei ›Variety‹ oder im ›Vanity Fair Magazine‹ auf die Titelseite zu kommen; Geld wert zu Zeiten, wo jede Sensation vor dem Druck erst verkauft wird. Ich will mich nicht selbstloser machen als ich bin – ja, ich habe darüber nachgedacht, die Medien zu informieren. Aber – und das beschwöre ich – nicht wegen des Geldes. Mit meinen siebzig Jahren findet man nur noch selten neue und gute Freunde. Zusammen mit Henry seinen Film anzusehen, stellte ich mir als ein Erlebnis vor, das man mit ins Grab nehmen konnte. Marie verstand mich jedenfalls und akzeptierte den Vorführtermin am Mittwoch nächster Woche, auch wenn das nicht Henrys Geburtstag war. Andere Termine könne ich nicht anbieten, sagte ich ihr, weil ich mich nach den Leuten zu richten habe – ich vermied den Begriff Filmverleih –, die den Film zur Verfügung stellen würden. Dafür sei die Vorführung auch kostenlos, weil der Film kommerziell nicht mehr zur Vermarktung stünde; aus Gründen, die sich mir nicht genau erschließen würden.

Wir sagen Henry nicht, dass wir ›Brennende Liebe‹ vorführen, schlug ich spontan vor, dann gäbe es auf jeden Fall eine Überraschung. Sie solle für die Ankündigung im Haus einfach einen meiner Vorschläge nehmen.